

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 19.

Mittwoch, den 31. Januar

1838.

Unterhaltungsblatt.

Bilder.

Copirt von Tr.

1. Die Sturmögel.

(Schluß.)

Mistress Lardner schlug ihre Arme in Verzweiflung um den Hals des Majors und beobachtete schweigend sein Gesicht, auf dem sich bereits die Spuren der Krankheit zeigten. Er fing bald darauf an zu zittern, und sie rief mit halb erstickter Stimme: „Zu Hilfe! Zu Hilfe, um Gottes Willen!“ Die Kräfte verließen sie, und ihr bleiches, blondes Haupt sank an den Busen ihres Gatten, den die Schmerzen zu Boden geworfen hatten.

„Sie sind glücklich,“ sagte er zu mir, indem er sich, auf den Ellbogen gestützt, ein wenig emporrichtete; „Sie können ohne Sorgen sterben — Sie stehen allein. Aber welcher schreckliche Augenblick ist es für mich! Ach, mußte ich so vielen Gefahren entgehen, um vergiftet in den Armen meiner Gattin zu sterben!“ „Ich muß Ihnen sagen,“ begann der Capitain, der wieder etwas zu sich kam, „es gibt noch ein Mittel, eine Rettung. — Ich werde es nicht herausbringen — der Schmerz zerreißt mir die Eingeweide — mein Gehirn dreht sich im Kreise! — Ja, ein Mittel, das uns Alle retten könnte — man muß sogleich, unmöglich!“

Er seufzte tief und ließ den Kopf auf die linke Achsel sinken.

Unterdeß wurden die Fortschritte des Uebels unter uns immer beunruhigender. Den Irländer D'Donnel hatte ein heftiges Fieber befallen, und der Major lag in einem Zustande beinahe gänzlicher Lähmung auf dem Boden. Der Capitain hatte sich, um wieder Kraft und Muth zu bekommen, in Brantwein berauscht und seine Lage dadurch verschlimmert. Mistress Lardner begab sich bald zu ihrer Schwester, bald zu ihrem Gatten, vergoß heimlich einige Thränen, aber klagte nicht mehr.

Ich befand mich im Vergleich mit den Uebrigen nur

IX. Jahrgang.

unbedeutend unwohl, und beschäftigte mich deshalb ganz mit meinen kranken Reisegefährten. Als ich aber sah, daß alle meine Bemühungen nutzlos seyen, setzte ich mich in Verzweiflung nieder und berechnete im Stillen die schrecklichen Folgen, welche der Tod so vieler Personen haben mußte. Eine rufende Stimme riß mich auf einen Augenblick aus meinen düstern Gedanken; der Steuermann schrie: „Seht Ihr denn Alle unten?“ Der Bootsmann antwortete: „Was kann ich thun? Nichts. Laß das Schiff gehen wie es will.“ Ich bemerkte bald an dem verdoppelten Brausen der Wellen und den Erschütterungen der Brigg, daß dieselbe bedeutend schneller dahingleite, und begab mich auf das Verdeck, um nach der Ursache davon mich umzusehen. Der Bootsmann lag an der Treppe, als schlafe er; vergebens schüttelte ich ihn, er rührte sich nicht. Die Wache auf dem Verdeck war damit beschäftigt, ein Tau an das Steuer zu befestigen. „Mich schwindelt,“ sagte der Mann, „Alles dreht sich mit mir herum, meine Augen fallen zu, ich sehe kaum die Magnetnadel noch, ich kann das Steuer nicht mehr halten, ich wollte es anbinden.“ Weiterhin lagen Matrosen ausgestreckt und bewegungslos da; einige stierten mich an, aber sie antworteten nicht, als ich ihnen vorstellte, in welcher Gefahr wir uns befänden. Unser Schiff hatte alle seine Segel ausgespannt, denn der Wind war bisher ganz sanft gewesen, aber seit einiger Zeit hatte er sich verstärkt und jagte die Brigg mit rasendem Ungestüm vor sich her.

Die Sonne war seit einer Stunde untergegangen; die Dämmerung neigte sich zu Ende; Niemand stand am Bord auf, und ich allein behielt, wie durch ein Wunder, den Gebrauch meiner Sinne.

Der Wind wurde, um das Uebel noch ärger zu machen, immer stärker. Die Nacht schien stürmisch werden zu wollen; große Wolkenmassen, die schnell am Himmel hinzogen, verdunkelten jeden Augenblick die Atmosphäre mit ihren schwarzen Fittichen; der Wind wühlte das Meer auf,

die Masten knackten und verkündeten, daß sie mit mehr Segeln belastet seyen, als sie vertragen könnten; und Niemand am Takelwerke! Ich stand am Hintertheile, umgeben von tausend wachsenden Gefahren, der Einzige, der sie sah. Alle Uebrigen auf dem Schiffe waren wie vernichtet. Die Elemente über und unter mir schienen sich zu meinem Verderben verschworen zu haben, und auf dem Schiffe, meiner letzten Hoffnung, aber bereits ein Spielzeug der Wellen, lagen halbtrodt Menschen! Nie werde ich diese schreckliche Stunde vergessen.

Die Brigg, die von der Mannschaft ganz verlassen war, setzte ihren Lauf unterdeß ganz nach der Laune des Windes und Meeres fort; bei jeder neuen Erschütterung fühlte ich einen neuen Schreck, denn ich mußte jedes Mal erwarten, das Schiff werde auf Klippen stoßen. Bald glaubte ich, die Brigg sey geborsten und das Wasser dränge schäumend herein, bald wähnte ich am Horizonte eine Küste mit hohen schwarzen Felsen zu sehen, auf die das Schiff hinsiege, um sich daran zu zerschmettern. Ich empfand wahrhaft höllische Qualen, als ich endlich in einiger Entfernung ein Licht bemerkte. Ich schloß, warum weiß ich nicht, dort würden wir untergehen. Sollte ich auf dem Verdecke bleiben und dem Tode trogen, oder auch in meine Kajüte flüchten? Ich schwankte noch, als ich zu erkennen glaubte, das Licht komme von einem andern Schiffe her, das vor uns segelte. Es zu erreichen wäre ein Glück gewesen, aber wie? Wir befanden uns nicht mehr auf derselben Linie, und kein Steuermann! Ich zog das Steuer herum und band es fest. Nicht lange darauf durchbedte mich eine fürchterliche Erschütterung, der ein Nothschrei folgte; unsere Brigg war gerade an das fremde Schiff angesegelt. Ein Windstoß trennte uns wieder. Ich richtete mich auf, und als ich über das Meer hinblickte, sah ich das unglückliche Schiff, das sich mit Verlust seines Bogspriets entfernte und uns seine Verwünschungen nachschleuderte. Es war eine große Unruhe am Bord desselben; die ganze Mannschaft beschäftigte sich mit dem Takelwerke; es rief uns mehrmals an, da uns aber der Wind pfeilschnell dahin trieb, so hörte und sah ich bald nichts mehr, und dieses Zusammentreffen, das unser Glück seyn konnte, stürzte mich nur noch tiefer in Verzweiflung; die Hoffnung war an mir vorübergegangen wie ein Schatten mit dem verstümmelten Schiffe, das sie mit fortnahm.

Dieses Ereigniß überzeugte mich, daß wir unserem traurigen Schicksale nicht entgehen könnten.

Gegen Mitternacht brach unten am Fuße der kleine Mast ab, stürzte mit fürchterlichem Gekrach auf das Verdeck und nahm die Segelstangen und Segel mit sich. Die Brigg neigte sich zweimal so tief, daß ich glaubte, der Augenblick sey gekommen, in dem sie sinken werde. Aber sie ging noch immer vorwärts, wenn gleich zwischen zwei gewaltigen Wasserbergen.

Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten und suchte die Treppe des Zwischendeckes zu erreichen, als eine große weiße Gestalt schnell da heraufkam, mit einem wilden Geschrei an mir vorbeistürzte und sich über Bord stürzte. Ich

sah dieses Gespenst einen Augenblick mit den Bogen kämpfen; es schäumte vor Wuth und schien meine Hilfe anzurufen. Ach was konnte ich thun?

Ich beobachtete es einige Augenblicke; sein Kampf gegen den Tod wurde minder hartnäckig, seine Bewegungen verloren an Kraft, und am Ende glaubte ich, mein von der Angst erschüttertes Gehirn habe mir dieses Gesicht nur vorgegaukelt.

Meine Stellung auf dem Verdeck war nicht mehr haltbar, da die Wellen unaufhörlich darüber hinschlügen; ich stieg also in die Kajüte hinab und verschloß sorgfältig die Fallthüre. Unten war alles finster, ich tappte nach dem Capitain herum und rief ihn, so wie die anderen Passagiere, aber Niemand antwortete mir. Dennoch meinte ich, wenn das Meer wieder laut brüllte, Aechzen und Winseln, einige Zeichen von Leben unterscheiden zu können; dann betäubte mich aber das Pfeifen des Takelwerks, das Schlagen der Bogen an die Brigg, und das beständige Krachen des Holzwurkes derselben so, daß ich über die letzten Zeichen des zweifelhaften Daseyns meiner Gefährten wieder ungewiß wurde.

Ich kroch auf den Dielen herum, und wenn meine Hand eine kalte Hand berührte, fuhr ich schauernd zurück. Ich wäre gern aus diesem Grabe hinausgestiegen, aber mir fehlte bereits die Kraft mich zu bewegen. Die Erschütterungen hatten mich zu häufig an die Holzwände geworfen, so daß mein ganzer Körper mit Beulen bedeckt war. Nach dem Tosen des Meeres, welches Geschütz-Donner glich, vermuthete ich, daß der Sturm in das letzte Stadium getreten sey, aber meiner Aufregung folgte nun die Abspannung, ich hatte keine Furcht mehr. Ich wurde bis an mein Bett geworfen, ohne es zu bemerken, ich klammerte mich daran an und fand darin endlich einen unruhigen und unerquicklichen Schlaf, in dem ich gewissermaßen unter dem Wasser lebte.

Als ich erwachte schien die Sonne durch das Kajütenfenster und ich schloß daraus, daß es schon hoch am Tage seyn müsse. Das Wanken der Brigg war noch immer sehr fühlbar, aber das Tosen des Meeres und des Windes hatte aufgehört. Ich stand schnell auf, schreute mich aber um mich zu sehen, aus Furcht, meine trüben Ahnungen bestätigt zu finden. Das erste was mir in die Augen fiel, war der Capitain, der fast leblos in einer Ecke der Kajüte auf dem Boden lag. Gegenüber befand sich der Major Lardner, der auf dem Rücken lag und den Ring der Thür zur Kammer in der Hand hielt, worin er wahrscheinlich seine Frau vermuthete. Diese saß neben ihm, scheinbar ganz in ihren Schmerz versunken. Sie versuchte mehrmals zu reden, ehe es ihr gelang mir zu erzählen, daß es mit ihrer Schwester besser gehe. Den Järländer konnte ich nirgends entdecken, er war es also gewesen, der sich vor meinen Augen in der Fieberhize in's Meer gestürzt hatte. — Ich ging auf das Verdeck hinauf. Wie sehr hatte sich die Natur verändert! Der Himmel war blendend hell, nicht der geringste Dunst und Nebel trübte das reine Azurblau; ein weicher sanfter Luftzug schwellte schwach unsere Segel und zog über das durchsichtige grüne Meer hin.

Der Zustand der Mannschaft gewährte eben keinen so reizenden Anblick. Vier Matrosen waren gestorben, der Bootsmann und die Uebrigen saßen an wieder herumzugehen. Auf dem Verdecke herrschte die größte Verwirrung; der Mast mit den Segeln lag noch in Stücken zerstreut umher; der Hauptmast hatte ebenfalls sehr gelitten, und das Schiff war also fast ganz entmastet. Der Bootsmann meinte, wir müßten in den Gewässern der Bahama-Inseln seyn. Trotz des herrlichen Wetters schlich der Tag höchst trübselig hin. Jedes Wölkchen, das am Horizonte aufstieg, hielten wir für den Vorläufer eines neuen Sturmes. Unsere Furcht war ungegründet, und wir dachten gegen Abend an die Bestattung der Todten. Der Zimmermann nagelte vier Breter zusammen, worauf die vier Leichen mit schwerer Last gelegt wurden, damit sie bis auf den Boden des Meeres sanken. Ich mußte die Stelle des Caplans vertreten und las mit Rührung die Begräbnisworte; wir sahen das flüssige Element sich über unsern hingeschiedenen Cameraden schließen.

Gegen Mitternacht warf man die Anker aus und zog einige Segel ein, worauf wir alle zur Ruhe gingen, die wir sehr bedurften.

Am andern Morgen weckte mich ein Getöse auf dem Verdecke, ich stieg hinauf und sah, daß die Mannschaft aufmerksam auf das Meer blickte.

„Was gibt es?“ fragte ich, „steht der Anker nicht fest?“

„Nur zu fest,“ antwortete ein Matrose, „denn er hat einen Grund gefunden, der uns nicht von der Stelle lassen wird.“

Ich blickte hinunter und erkannte die vier Leichen auf dem Grunde, die heraufzugrinsen und sich anzustrengen schienen, von ihren Banden sich los zu machen und wieder an die Oberfläche des Wassers heraufzukommen.

„Da sind sie,“ sagte der Matrose mit abergläubischer Uebersetzung, „sie werden uns fest halten; Alles ist vorbei. Die Brigg wird nicht weiter können, und schneller verweisen als die Leichen.“

Ich versuchte ihm den Aberglauben auszureden, sah mich aber bald zu schweigen genöthigt. Nachmittag hörte die Windstille auf und der frische Wind brachte neue Hoffnung mit. Höchst wahrscheinlich sahen wir nun bald ein Schiff, das uns beistehen konnte. Gegen Sonnenuntergang endlich rief mit einem Mal ein Matrose: „Gott sey Dank! Gott sey gelobt! Da kommen sie endlich.“

„Wo, wo?“ fragten Alle, und eilten auf ihn zu.

— „Da unten, seht Ihr? Sie sind es, gelobt sey Gott.“

Der Matrose zeigte bei diesen Worten auf eine Schaar Möven (Sturmvögel), welche in der Luft schwebten und allmählig der Brigg näher kamen.

„Was bedeutet das?“ fragte ich den Bootsmann.

— „Das bedeutet, Herr,“ sagte er mit völlig aufgeheitertem Gesicht, „daß unsere Leiden nun ein Ende haben werden. Wir werden innerhalb vierundzwanzig Stunden ein Schiff sehen oder irgend ein Glück haben.“

„Aber woraus schließen Sie das?“ fragte ich erstaunt.

— „Sie fragen? Wissen Sie nicht, daß diese guten Sturmvögel die Geister der braven Matrosen sind, welche wir in's Meer gesenkt haben? Ja, Herr, sie sind da. Ich wußte es wohl, daß wir nicht von der Stelle könnten, bis wir sie über dem Wasser gesehen. — Indes,“ fuhr er nach einiger Zeit fort und sah unruhig den Vögeln zu, welche um die Brigg herumflogen, „sie bleiben ziemlich lange da, ich weiß nicht, was ich davon denken soll.“

„Ich,“ antwortete ich, „habe immer gehört, die Sturmvögel zeigten schlechtes Wetter an, gingen dem Sturme voraus und anderen unglücklichen Ereignissen.“

— „Ich hielt sie sonst auch für bloße Vögel, aber, sehen Sie, die Erfahrung ist eine große Lehrerin. Ach, ich habe seltsame Dinge erlebt! Sagen Sie mir, da Sie ein Philosoph seyn wollen, warum hegen diese kleinen Geschöpfe eine so zärtliche Freundschaft für die Mannschaft eines Schiffes? Es ist ihr Instinct, wollen Sie sagen. Damit ist es nichts; sie waren sonst, was wir jetzt sind, suchen in ihrer neuen Gestalt die Schiffe auf und bringen ihnen jedesmal sichere Kunde, wenn Unglück droht; am häufigsten zeigen sie die Stürme an. Aber nach Allem was wir erfahren haben, können diese da nur Glück bringen.“

„Glauben Sie,“ entgegnete ich, „daß auch andere Leute, außer den Seemännern, einer solchen Verwandlung unterworfen sind?“

— „Gewiß nicht,“ antwortete er, „nur die Ertrunkenen oder in das Meer geworfenen Seemänner haben allein dieses Vorrecht. In der Gestalt von Sturmvögeln büßen sie ihre Sünden ab; es ist ihr Fegfeuer. Sie irren von Meer zu Meer, ohne jemals an einem Ufer ausruhen zu können, und führen dieses zweite unruhige Leben so lange, bis es Gott gefällt, sie davon zu befreien und zu sich zu rufen.“

Am nächsten Morgen weckte mich die fröhliche Nachricht, daß man einen Schooner sehe, und daß er unsern Signalen bereits geantwortet habe. Der Wind begünstigte ihn, er kam auf uns zu, und eine Stunde später hörten wir sein Sprachrohr. Der Capitain stieg mit drei Matrosen in die Schaluppe und ruderte an unsere Brigg. Er war ein kleiner untersehter Mann mit schwarzen stehenden Augen und gebräuntem Gesicht, seine Sprache verrieth einen Amerikaner aus den südlichen Staaten der Union. Der Bootsmann schilderte ihm unsere Lage, die ihn aber nicht eben rührte. Er sagte, er segle nach St. Thomas und könne nichts für uns thun, als uns höchstens drei Neger verkaufen, welche wir abrichten möchten. Sein Antrag wurde mit Unwillen abgewiesen, und er entfernte sich wieder, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Wahrscheinlich war sein Schiff mit Negern befrachtet.

Die Verzwieselung trat wieder an die Stelle der Hoffnung, als unter lautem Jubelgeschrei der Capitain und der Major Lardner auf dem Verdeck erschienen. Der Capitain war in diesen Gewässern genau bekannt, seine Gegenwart ermunterte die Matrosen wieder; sie arbeiteten rüstig und nach zwei Tagen befanden wir uns vor der Insel Truma,

wo wir nahe an der Küste landeten. Ein wohlwollender Pflanzer nahm uns freundlich in seinem Hause auf, und bei ihm erholten wir uns von den bestandenen Leiden und Gefahren.

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Nach mehreren Veränderungen, die dieses Land erfuhr, dessen Einwohner schon seit langer Zeit das ansehnlichste Volk in Deutschland geworden waren, und unter dessen Fürsten sich besonders Heinrich der Löwe, wie man ihn wegen seines Muthes und Tapferkeit nennt, auszeichnete, der aber, weil er dem Kaiser den Beistand zu einer Zeit versagte, wo dieser ihn am nothwendigsten brauchte, von demselben in die Reichsacht erklärt, und also aller seiner Lehnsgüter beraubt wurde, kam es im J. 1180 an das Haus Ascanien, oder Anhalt, dem es Kaiser Friedrich I. verlich.

Aus dem Hause Ascanien, welches wie gedacht das Herzogthum Sachsen vom Kaiser Friedrich I. erhielt, regierten vom Jahre 1180 an

1) Bernhard, der erste Ascanier. Er war Herzog zu Sachsen, allein er besaß dieses Land bei weitem nicht in dem Umfange, wie es Heinrich der Löwe besessen hatte, er ist auch unter den Ascaniern, deren Allodialgüter freilich sehr gering waren, nie wieder zur ehemaligen Stärke gekommen. Von ihm verdient bemerkt zu werden, daß er, ob er gleich mit dem Kaiser Heinrich VI. im besten Vernehmen stand, und an selbigem auch eine große Stütze hatte, doch unter denjenigen Fürsten, die sich des Kaisers Absichten, den deutschen Thron in seinem Hause erblich zu machen, widersetzten, der eifrigste und der heftigste war, daher auch Heinrich sich genöthigt sah, sein Vorhaben ganz aufzugeben.

2) Albrecht I., sein ältester Sohn, welcher ihm in der Regierung folgte, die er von 1212 bis 1260, wo er starb, führte, bewies seine Tapferkeit sowohl in den Feldzügen wider die heidnischen Viefländer und den König Waldemar II. in Dänemark, als auch bei dem Kreuzzuge, den Kaiser Friedrich II., dessen treuer Anhänger er anfangs war, und bei dem er auch in großem Ansehen stand, von dem er aber auf Antrieb des Papstes Innocenz IV. abfiel und selbst nach der deutschen Krone trachtete, veranstaltete, und breitete seine Herrschaft in dem Lande jenseits der Elbe aus.

3) Albrecht II., der zweite Sohn Albrecht I., der von 1260 bis 1298, wo sein Tod erfolgte, Sachsen beherrschte, leistete dem Hause Brandenburg wider den Erzbischof Günther von Magdeburg kräftigen Beistand, und nachdem er Rudolph von Habsburg zum Kaiser hatte wählen helfen, welcher der erste dieses Namens ist, vermählte er sich mit dessen Tochter Agnes, und wurde von seinem Schwiegervater mit der Pfalz Sachsen be-

lehnt. Unter Rudolph's Regierung kam 1290, nach dem erblosigen Absterben des letzten Grafen Otto von Brehna, diese Grafschaft an das Haus Sachsen.

4) Rudolph I., der älteste Sohn Albrecht II., stand, da er bei dem Tode seines Vaters noch sehr jung war, mehrere Jahre unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, was er selbst in einer Urkunde vom Jahre 1302 sagt. Dieser Rudolph machte nach dem Erlöschen des Ascanischen Hauses Brandenburg, im J. 1320, vergebliche Ansprüche auf die Mark, welche Ludwig von Baiern an sein Haus bringt. Uebrigens wurde er von Rom äußerst gedrückt und verfolgt. Da auch der Kaiser Bedrückungen und Eingriffe in seine Rechte vom päpstlichen Stuhle erfuhr, so kam auf seine Veranstaltung eine gemeinschaftliche Vertheidigung sowohl der kurfürstlichen Gerechtsame, als auch der kaiserlichen Würde zu Stande, diese ist in dem bekannten wichtigen Reichsgrundgesetze, der erste Kurverein zu Rense (einer kleinen Stadt im Erzstift Köln) 1338, in welcher Rudolph: Dux Saxoniae, portitor ensis genannt wird, enthalten. Später aber zerfiel er doch mit dem Kaiser, und ergriff wider ihn Partei. Bemerkenswert auch zu werden, daß Rudolph der erste aus dem Hause Ascanien ist, der den Titel eines Erzmarschalls geführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Miscelle.

Der Katechismus der Münsterländer.

Unter diesem Titel ist ein Auszug aus den „Memoiren eines Verstorbenen“ (welche vor den aristokratischen Umtrieben mit Recht warnen) erschienen, welcher es erklärt, wie es möglich ist, daß im Jahre 1837 für einen fanatischen Priester Blut fließen konnte. Der Erzbischof von Köln ist nämlich der Bruder des Bischofs zu Münster, und der erstere war vor dem Weibischof zu Münster. Man lese die Worte eines Gläubigen aus Deutschland; darin findet sich bereits die Drohung ausgesprochen, daß, wie in Belgien, sich die Geistlichkeit mit den Unzufriedenen verbinden werde. — Auch dort hatte der Clerus den Pöbel aufgereizt, im Hintergrunde stand der Adel, und als die Dynastie Oranien gestürzt war, bemächtigte sich sofort der Adel der Gewalt.

Wer in Westphalen die Unzufriedenen sind, sieht man aus den beiden hier erwähnten Schriften, und wer noch mehr Beweise verlangt, den verweisen wir auf die Jahrbücher der Provinzial-Stände von Reube.

Daß der Westphälische Adel — aus dem sonst der Fürst von Münster, Paderborn u. s. w. hervorging, durch die französische Revolution viel verloren, ist freilich wahr, aber — daraus folgt nur, daß er nicht verstanden hat, sich in seiner glücklichen Zeit zu erhalten. Denn Hegel lehrt: Das Bestehende ist das Beste. Wenn daher unsere Enkel etwas Neues einführen werden, so wird auch dieß das Beste seyn. A. D.